

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift

Band: 7 (1903)

Artikel: Der grosse Naturheilkünstler [Fortsetzung]

Autor: Adeler, Max

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-572774>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

siedlern vor langen Jahren in diese stockhankeesche Gegend getragen wurde, das echt deutsche Wort, das jene Aufsiedler triumphierend überlebte, die laut der Sage mit den Jahren echte Südländer geworden sind, muß es unjern Landsleuten angetan haben. Vielleicht auch waren es poetisch angelegte Naturen, und die Schönheit des südlichen Herbstes, des sich färbenden Waldes hat sie berückt, kurz, etwas muß schwer in die Magichale gefallen sein, daß die Katastrophe des Landankaufes so gar nicht auf sich warten ließ; denn vom rein praktischen, landwirtschaftlichen Standpunkt aus wog die Sache etwas leicht, da der Boden, die Erde recht arm war. Dieses einmalige Gehen und Sehen hat aber genügt, die Sache festzumachen, die Kolonie wurde gegründet, ein Bund kam zustande im fernen Tennessee. Hohenwald wurde in New-Switzerland umgetauft, das letztere ist sein amtlicher, offizieller Name geworden, der erstere ist ihm geblieben zum gewöhnlichen Gebrauch.

Siebzehn Jahre sind seitdem verflossen. Von den damaligen Abgesandten weilt kaum einer noch in Hohenwald, und der Urheber, der Gründer war einer der ersten, dem sein Werk „nicht gut“ vorfam und der sich beeilte, es anderthalb besser zu machen. Der Bund mit seinen Statuten und vielen, vielen Paragraphen ist aufgelöst; aber die Kolonie lebt, erweitert sich langsam, gedeiht und schafft sich zusehends aus der Armut empor. Wohl gab es trübe Zeiten, Zwist, Hader, Zänkerien ohne Zahl. Die Bundesglieder warten sich mit allzu großer Freigebigkeit die obligaten Titulaturen, als da sind: Schelm, Lump, Betrüger u. s. w. an den Kopf. Das Land sollte in Raten bezahlt werden; doch Geld war nie da, wenn ein Termin verfallen war, obwohl fast alle behaupteten, bezahlt zu haben. Die Bücher wurden be-

ständig untersucht und gerieten doch immer tiefer ins Wirrhal hinein. Schwamm drüber! Alles schimpfte, einer verdächtigte den andern, und dabei wurde einem die Sache immer unbegreiflicher, verworrender, hoffnungsloser, langweiliger zum „Auf der Bahn zurückrutschen“. Es wurde viel „klarer Wein“ eingeschenkt über die Sache; aber die Brühe erwies sich stets als ungemeinbar. Noch einmal „Schwamm drüber!“ Was tut es eigentlich zur Sache? Ist doch Hohenwald das traute Nestchen geworden, das es heute ist, wird doch dort neben dem näselnden Südländer Englisch unverfälschter Schweizerdialet gepronken, wird doch dort nach vaterländischer Manier getanzt, musiziert, gesungen und — last not least — wird doch dort wacker gearbeitet, drauslos geackert in dem magern Boden, Land klar und urbar gemacht, so viel besser und tüchtiger als der dort ansässige Schlag Leute es je mitangelehen, geschweige selbst verrichtet hat! In den letzten Jahren ist die Spreu so ziemlich vom Korn gestoßen; es sind verhältnismäßig „Weniger“ geworden; aber diese Wenigen haben tiefer Wurzel gesetzt, sich erweitert und ihr Land verbessert. Immer will jeder noch gerne recht haben und sich vom andern nichts sagen lassen, jeder braucht ziemlich viel Elbbogenraum und sieht gerne dem andern auf die Finger, noch von der Gründung her wahrscheinlich; aber es wird doch besser und mit der Zeit vielleicht ganz gut werden. Die meisten haben ihr Land schon abgezahlt, jeder einzelne leistet die Zahlung jetzt direkt an den früheren Eigentümer dieses Landkomplexes, Smith mit Namen. Die meisten haben auch schon ein Herdchen Vieh laufen und leben im übrigen ganz nach der Vorschrift des Engels in Goethes Schatzgräber: „Tages Arbeit, abends Gäste, saure Wochen, frohe Feste!“ Hulda Grivelly.

Der große Naturheilkünstler.

Nachdruck verboten.

Von Max Adeler.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Amerikanisch-Englischen von A. Beith, Winterthur.

(Fortsetzung).

Da ich selbst sehr zu Fieber geneigt bin, trage ich immer Chinin-Pillen bei mir, wenn ich in eine neue Gegend gehe, und nie verlasse ich mein Heim ohne ein schmerzstillendes Mittel. Ich fühlte mich des Knaben wegen etwas beunruhigt, als das Bein verbunden war, und folgte daher meinem Impulse, alles zu tun, was in meinen Kräften stand, und alles anzuwenden, was in meinem Bereiche lag. Ich gab ihm zwei Chinin-Pillen und einen Teelöffel voll von meinem Linderungsmittel, ließ ihn auf einem Brett nach Hause tragen und dort zu Bett bringen.

Tatsächlich dachte ich nachher nicht mehr an den Knaben, sondern machte mich gleich an meine Studien.

Am Sonntagmorgen nun, eben als ich mein Frühstück beendet hatte, sagte mir Andrews, der Wirt, daß einige meiner Freunde mich in der Vorhalle zu sehen wünschen. Ich ging hinaus und fand den verwundeten Knaben mit Doktor Bowser (der einen Tag früher zurückgekehrt war, als man ihn erwartet) und der halben Bevölkerung von Borax. Dreimaliges lautes Hurrah-Rufen begrüßte mich, als ich aus der Türe trat. Der Knabe eilte mir entgegen und schlang seine Arme um mich, seine Mutter küßte mich. Der Mann, der mich zu dem Fall herbeigerufen, brüllte erregt: „Es lebe der Doktor!“ während Doktor Bowser meine Hand ergriff und sagte:

„Wunderbar, Doktor, ganz wunderbar! Noch nie habe ich eine solche Kur gesehen! Ein gebrochenes Bein ist zusammengefügt, der Patient geheilt und wieder kräftig in vier Tagen? Erstaunlich! Ich beglückwünsche Sie. Wenn Sie beabsichtigen, in Borax zu bleiben, kann ich füglich gehen.“

Ich wußte kaum, was ich sagen sollte, war aber gleich entschlossen, das Missverständnis inbetracht meiner Person aufzuklären; deshalb rief ich:

„Meine Herren, ich bin kein Arzt! Ich versichere Sie, ich habe nie in meinem Leben ein medizinisches Buch geöffnet. Ich kann keinen Knochen vom andern unterscheiden.“

Die Menge stieß ein wahres Geheul von höhnischem Gelächter aus, was ihren Unglauben ausdrücken sollte. Federmann hielt meinen Protest für eine kleine List; man hatte den Eindruck, ich sei entschlossen, meine Unwissenheit als Vorwand zu benützen, um während meines Aufenthaltes in Borax Ruhe zu haben.

Doktor Bowser lachte herzlicher als irgend ein anderer Boraxianer, und meine Hand fassend, sagte er: „Es nützt Ihnen nichts, Doktor. Geschicklichkeit kann nicht verhüllt werden. Es war ein Meisterstück!“

„Ich kann nicht glauben, daß das Bein des Knaben wirklich gebrochen war,“ bemerkte ich.

„Doch, es war, Doktor!“ schrieen wenigstens ein Dutzend Männer aus der Menge, indem sie ihre Antwort an Doktor Bowser richteten. „Es war so Lahm wie ein nasses Handtuch, als ich es sah,“ sagte der Mann, der mich zuerst aufgefordert hatte, mich des Falles anzunehmen. „Das Bein war in Stücke gebrochen, man konnte es zusammenlegen wie ein Zweifüßmaß.“

„Meine Herren,“ sagte ich, „ich bin hierhergekommen, um zu studieren. Ich bin kein Doktor und in diesen Sachen total unversiert. Ich danke Ihnen für all Ihre Freundlichkeit und Ihre guten Wünsche, erbitte es mir aber als eine wahre Kunst, mir zu glauben und keinen Versuch mehr machen zu wollen, mich in irgend einem Krankheitsfall zu rufen.“

Ich konnte beobachten, wie mir niemand glaubte, nicht einmal Doktor Bowser. Federmann lachte, und Bowser erklärte, mir die Hand schüttelnd: „Ganz recht, Doktor, wir werden Ihren Wunsch achten und Sie in Ruhe lassen; ich denke aber, Sie werden doch mir armem Kerl beistehen, wenn ich in einen schwierigen Fall komme.“

Ich zog mich in mein Zimmer zurück. Gut, sehr gut wäre es für mich gewesen, wenn ich gleich die Montagmorgenpost genommen hätte und für immer von Borax geflohen wäre.

Zehn Tage lang hatte ich Ruhe in dieser stillen, lieblichen Umgebung; in dieser frischen Bergluft fühlte ich, daß ich wohl jeden Zweig des Studiums bewältigen könnte. Ich machte wunderbare Fortschritte im Spanischen, und tatsächlich war der Vorfall, den ich vorhin erzählt, fast meinem Gedächtnis entchwunden.

Doch eines Tags klopfte Frau Andrews, die Gattin des Wirts, an meine Zimmertür, und als ich öffnete, sagt sie: „Doktor, mein kleines Mädchen scheint sehr krank zu sein. Wollen Sie die Güte haben, herunterzukommen und nach der Kleinen zu sehen?“

Dieses Kind war mein Entzücken, und mehr als einmal hatte ich es auf meinen Knieen geschaukelt und geliebkost. Ich sagte zur Mutter: „Frau Andrews, es tut mir sehr, sehr leid; ich bin aber nun einmal kein Arzt, und es wäre sehr unrecht von mir, die kleine Mary in Behandlung zu nehmen. Warum rufen Sie nicht Doctor?“

„Er ist über Berg gegangen,“ antwortete sie, „und kann nicht vor Morgen zurück sein. Bitte, kommen Sie und sehen Sie nach Mary, ich fürchte, sie ist sehr krank.“

„Frau Andrews,“ sagte ich, „wenn ich ihr helfen könnte, würde ich gerne kommen; doch ich betrachte es als ein Unrecht, sie zu behandeln; ich könnte ernstliches Unheil anrichten.“

Frau Andrews sah mich an, der helle Unglaube malte sich in ihren Gesichtszügen, und dann fing sie zu weinen an. Machen Sie sich eine Vorstellung von meinen Gefühlen, meiner Lage! Von einer Mutter, einer achtbaren Frau als hartherziger Unmensch betrachtet zu werden, der keinen Schritt tun will, um das Leben ihres kleinen Lieblings zu retten! Können Sie erraten, was ich litt? Ich wußte nicht mehr, was ich sagen sollte, und Frau Andrews, das Gesicht mit der Schürze bedeckend, wandte sich weg. Ich fand sie auf ihrem Weg die Treppe hinunter schluchzen hören.

Dann vernahm ich deutlich, wie sie ihrem Mann mit gebrochener Stimme erzählte, daß ich ihre Bitte, nach dem Kind zu sehen, abgeschlagen habe. Andrews war ärgerlich und aufgebracht und erging sich in nicht sehr schmeichelhaften Ausdrücken über meine Person. Drei oder vier Männer, die im Hotel-Office saßen, gaben deutlich zu verstehen, daß sie mich betreffend ganz die Meinung des Wirtes teilten.

„Ich will hinaufgehen und selbst mit ihm sprechen,“ hörte ich Andrews sagen. Er kam eilig zu mir herauf, und seine drei Freunde kamen mit ihm. Sein Ton verlor etwas von der Schärfe, als er sich vor mich hinstellte.

„Doktor,“ begann er.

„Nicht Doktor, bitte, Herr Andrews; ich bin kein Arzt!“

„Das ist ja alles recht und gut, Doktor,“ erwiderte er, „solange nichts Ernstliches vorliegt. Wenn Sie wünschen, sich zu verbergen, oder ein Geheimnis hüten wollen, bin ich Ihnen recht gern dabei behülflich; jetzt aber spreche ich zu Ihnen als Mann zum Mann und frage Sie, ob Sie es verantworten können, daß ein unschuldiges kleines Kind deswegen leiden soll, weil Sie sich in eine Idee verantt halten. Ich will mich hängen lassen, wenn dem nicht so ist!“

„Versuchen Sie es mit dem Apotheker,“ sagte ich.

„Ich will nichts vom Apotheker wissen,“ antwortete er verächtlich und ärgerlich, „wenigstens nicht, solange ein großer Stadtdoktor hier in diesem Hause ist. Wahrhaftig nicht! Nun, wollen Sie kommen und das Kind kurieren oder wollen Sie

nicht kommen? Das ist alles, was ich wissen will. Wenn die Kleine stirbt, kommt ihr Blut auf Ihr Haupt!“

„Ja,“ rief Fullerton, der Mezger, aus, der Andrews hinaufbegleitet hatte, „und es wird dazu noch mehr Blut fließen. Sie machen vielleicht noch mit dem Lynch-Gesetz dieser Stadt Bekanntschaft.“

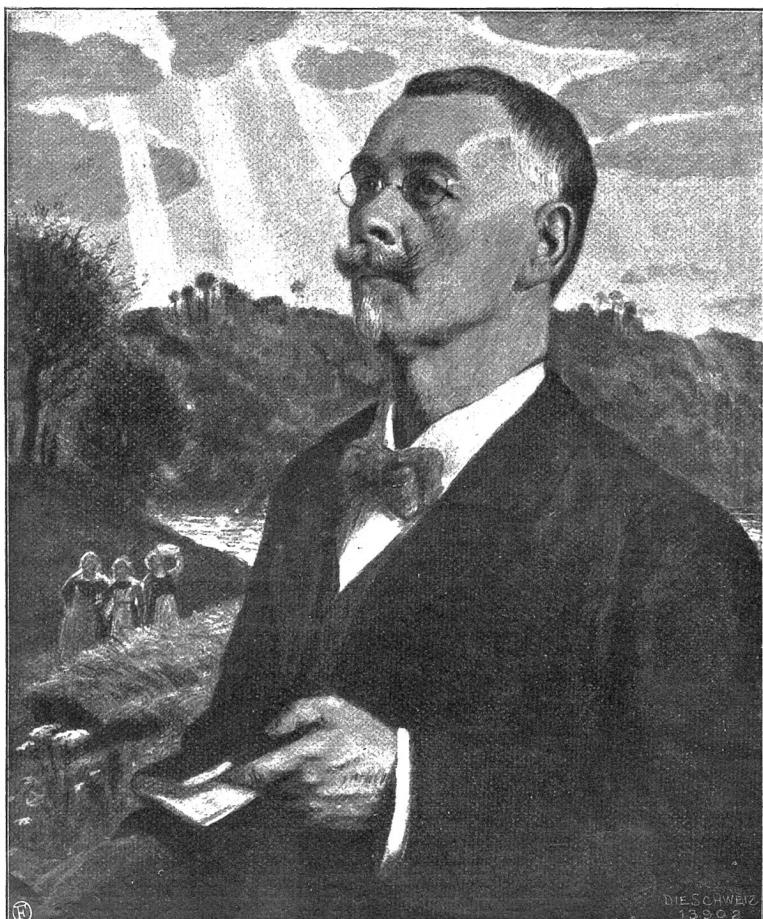
„Ich selbst werde für den Strick sorgen,“ fügte Burns, der Steuereinnnehmer, hinzu.

„Meine Herren,“ sagte ich, „auf mein Ehrenwort, ich bin kein Arzt, und durch meine Unwissenheit könnte ich an dem Kind großen Schaden anrichten; da Sie aber alle darauf beharren, dem, was ich sage, keinen Glauben zu schenken, denke ich, es sei richtiger, das Kind wenigstens zu sehen. Führen Sie mich zu ihm hin!“

Das Kind lag in hohem Fieber, und sein Gesichtchen war dunkelrot. Ich hatte keine klasse Ahnung, was da wohl zu tun sei, und trotzdem es sich hier auch um mein Leben handelte, konnte ich mich auf keine andern Medizinen besinnen, die Fieberfranken gewöhnlich gegeben werden, als diejenigen, die ich eben bei mir trug. So nahm ich mein Fläschchen mit dem schmerzstillenden Heilmittel, gab sechs Tropfen in einen Teelöffel voll Wasser, fügte eine halbe Chinin-Pille hinzu und gab dies dem Kind. Dann sagte ich der Mutter, sie möchte dem Kind soviel kaltes Wasser zu trinken geben, als es verlange.

Dies war um zwei Uhr nachmittags gewesen. Ich ging aus, um meinen gewöhnlichen Spaziergang zu machen, hinunter nach der Schlucht, durch die der See seinen Abschluß fand. Es war ein so schöner Tag, daß ich mein Buch mit mir nahm und während zwei oder drei Stunden am Fluß saß, um zu studieren. Ich hörte die Glocke läuten, die zum Nachessen rief, als ich

DIESCHWEIZ
13902



Adolf Frey. Nach dem Selbstbildnis von Ernst Württemberger (Phot. Ph. & E. Link, Zürich).

mich dem Hotel näherte; doch niemand war im Speisesaal. Unter dem Portal dagegen stand Frau Andrews, lächelnd ihr Kind im Arm haltend, bei dem jede Spur von Fieber verschwunden war. Andrews, Fullerton, Burns, die Aufwärterin, der Bar-Kellner und der Stallknecht waren bei ihr. Sie empfingen mich mit einem Freudenschrei, als ich erschien, und Andrews, mir entgegenkommend und mir die Hand schüttelnd, sprach: „Doktor, ich kann Ihre Art des Betragens nicht verstehen; aber klar und sicher ist es mir, daß Sie den Doktor-Beruf am richtigen Ende angefaßt haben. Das Kind ist wieder gesund.“

„Gesund?“ rief ich aus.

„Vollkommen!“ sagte Frau Andrews. „Die Fieber hörten auf nach zehn Minuten, nachdem Sie ihm die wunderbare Medizin gegeben. Fühlen Sie den Puls!“

Ich konnte nichts darüber sagen, ich bemerkte nur, weshalb ich den Puls fühlen sollte. Das kalte Wasser habe das Kind kuriert.

Alle, von Andrews bis zum Stallknecht hinunter, brachen in ein schallendes Gelächter aus; dann sagte Andrews: „Doktor, ich kümmere mich nicht darum, wie seltsam Sie sich benehmen. Alles, was ich zu sagen habe, ist, daß Sie bei freier Kost und Logis hier im Hause bleiben können, solange es Ihnen gefällt. Es ist ganz wunderbar!“

„Er ist eben ein großer Naturheilkünstler,“ sagte Burns. „Ich mußte das Kind, das wirklich recht gut aussah, küssen, und dann gingen wir alle ins Speisezimmer.“

In Borax mußte wohl die Nachricht von der wunderbaren Kur wie ein Lauffeuer verbreitet worden sein; denn das Restaurant war am Abend gedrängt voll von Leuten, die sich lebhaft darüber unterhielten. Meine Popularität war nun so groß, daß ich mich nicht in die Vorhalle hinauswagen durfte, ohne von einem bis zwei Dutzend Männer zu angehalten zu werden, die sich eine Ehre daraus machten, mir die Hand zu schütteln.

Am folgenden Samstag nachts, als ich im Restaurant stand, kam eben die Post an, und eine Dame stieg aus, die nach jemand rief, um ihrem Knaben beim Aussteigen behilflich zu sein. Der Knabe, ungefähr zwölf Jahr alt, war so krank, daß Andrews ihn ins Haus tragen mußte.

„Da gibt es neue Gelegenheit für Sie, Doktor,“ sagte der Wirt im Vorbeigehen zu mir.

„Nein,“ antwortete ich; „wenn der Knabe krank ist, so rufen Sie Doktor Bowser.“

Die Mutter, Frau Collins, war ganz damit einverstanden; aber natürlich war Bowser wieder abwesend... er war immer abwesend... und so, wenn ich nicht als ein menschliches Ungeheuer betrachtet werden wollte, hatte ich einfach den Patienten zu behandeln. Nach dem Aussehen von Geordie (so nannten sie ihn) zu urteilen, kam mir vor, man könne ziemlich sicher sein, daß er noch vor Tagesanbruch sterbe, und da ich keine Idee hatte, ob die Krankheit Typhus oder Masern sei, gab ich ihm eine Chinin-Pille und einen Teelöffel voll von dem Kinderungsmittel wie gewöhnlich. Können Sie mich tadeln, mein Herr? Was hätten Sie anders getan? Das waren die einzigen Medizinen, die ich kannte und die ich für unschädlich hielt.

Sie werden mir kaum glauben; doch, nachdem ich den Knaben verlassen, hatte ich noch nicht das Ende der Treppe erreicht, als ich Freudenrufe hörte und — um die Geschichte kurz zu machen — Geordie saß nach einer halben Stunde auf, und am nächsten Tag beim Mittagessen aß er so viel, daß drei gewöhnliche Knaben damit hätten gesättigt werden können. Ich weiß es heute noch nicht, ob er sich überessen oder ob er einfach betrogen habe. Sei dem nun, wie ihm wolle, am gleichen Abend kam noch Doktor Bowser herüber und bat mich, mit ihm in seine Wohnung zu kommen.

Als wir da angelangt, bot er mir eine Zigarre an und sagte: „Wissen Sie, daß der ganze Bezirk Sullivan aus dem Häuschen ist Ihretwegen? Die Kur des kleinen Collins gestern war das Wunderbarste, was ich je gesehen.“ Der Knabe soll irgend eine schreckliche Krankheit gehabt haben (auf den Namen kann ich mich nicht mehr bestellen), und Bowser meinte, nun würde er bald den schlimmsten Fall von Aussatz für heilbar halten. „Kollege,“ sagte er, „worin besteht denn Ihr Geheimnis? Wie, Sie haben kein solches? Das ist ja ganz übernatürlich! Wenn ich Ihre Macht hätte, wäre ich wohl bald der reichste Mann des Bezirks. Ich wollte, ich könnte Geschäftsteilhaber bei Ihnen werden!“

Wieder erklärte ich Bowser mit feierlichem Ernst, daß er und seine Nachbarn ganz im Irrtum seien, daß ich nie Medizin studiert habe.

„Ah, gehen Sie doch,“ sagte er lächelnd; „bei mir können Sie das nicht aufrecht erhalten. Wie ist Ihr voller Name?“

„John P. Tadcaster,“ sagte ich.

„Dies stimmt ja vollkommen,“ antwortete Doktor Bowser, sofort aufstehend und vom Kaminsims ein Arzneibuch herunternehmend. Nachdem er einige Blätter umgedreht, gab er mir das Buch zur Hand, auf der einen Seite mit dem Finger einen Namen bezeichnend. „Werden Sie mir glauben? Da steht der Name: John P. Tadcaster, und dabei die Auskunft, daß er an der medizinischen Fakultät der Universität von

Susquehanna im Jahre 1884 die Doktorwürde empfangen habe. ... Sie sehen, es nützt Ihnen gar nichts, die Tatsachen länger verborgen zu wollen!“ sagte Bowser und lachte.

Somit ergab ich mich in mein Schicksal, war aber entschlossen, Borax Ende der Woche zu verlassen. Ich hätte nicht gedacht, daß auf dem rollenden Erdball noch ein zweiter John P. Tadcaster existieren

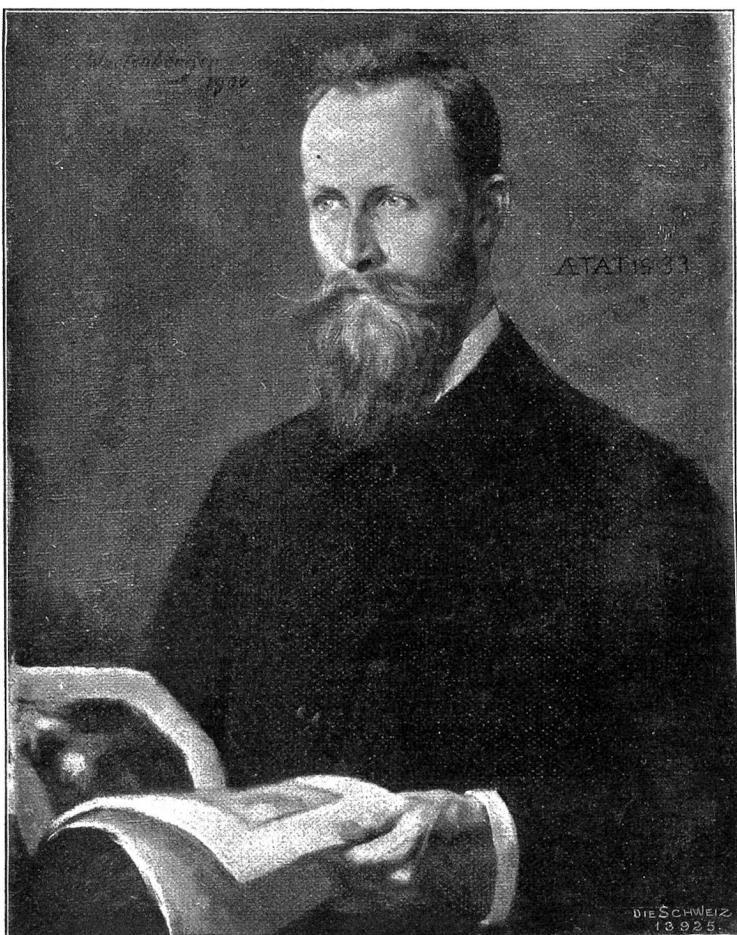
würde, und ich sah ein, wie unmöglich es sei, die Leute von Borax dahinzubringen, die Wahrheit zu glauben.

Im Laufe des nächsten Tages kam Andrews auf mein Zimmer, während ich eben in ernstes Studium vertieft war, und sagte mir, daß unten ein Mann sei, der mich dringend zu sehen wünsche. Ich gab abschlägigen Becheid; tatsächlich aber stand der unverschämte Kerl hinter Andrews, drang direkt ins Zimmer, schloß die Tür und schob denriegel vor.

„Meine Frau,“ sagte er, „leidet an einer Blutvergiftung, und ich wünsche, daß sie von Ihnen geheilt werde.“

„Ich würde dagegen, daß Sie fortgehen möchten,“ sagte ich ärgerlich. „Rufen Sie Doktor Bowser. Wie dürfen Sie es wagen, solcherweise in mein Zimmer zu dringen und mir Ihre Wünsche vorzutragen?“

„Was kümmert mich Doktor Bowser! Ich will weder von ihm noch von einem andern Doktor etwas wissen. Meine Frau



Emil Strauss, der Verfasser von „Freund Hein“.

Nach dem Delbildnis von Ernst Würtzenberger (Phot. Ph. & G. Link, Zürich).

ist dem Tod nahe, und ich will Sie haben oder niemand. Ich kenne Ihre Kniffe und habe mich darauf vorbereitet."

"Kniffe?" sagte ich, "Kniffe! Sie Schurke!"

"Nun gut, nennen Sie mich, wie es Ihnen beliebt, das ist mir ganz gleichgültig. Nur lasse ich mich nicht zum Narren halten. Sie schreiben mir ein Rezept, hier sind fünf Dollars, und hier ist auch ein Revolver, um Ihnen das Hirn herauszublasen, wenn Sie es nicht tun!"

Und wirklich hielt er mir einen Revolver an den Kopf. Denken Sie sich nun, mein Freund, die Situation, in der ich mich befand. Ich wußte nicht, war der Halunken geisteskrank oder nicht. Es war dies nicht der Augenblick zu ruhiger Überlegung. Ich nahm die Feder zur Hand, und nachdem ich zuerst einen kräftigen Protest niedergeschrieben, den ich bei Andrews zu hinterlegen gedachte für den Fall, daß ich wegen unbefugter Kurpfuscherei verfolgt werden sollte, warf ich folgende Worte auf ein Stück Papier und händigte das vermeintliche Rezept dem Mann ein. Es lautete: »De gustibus non est disputandum.« Meine Handschrift ist so unleserlich, daß das Ding in der Tat wie ein wirkliches Rezept aussah. Der Mann nahm es und legte eine Fünfdollarnote auf meinen Tisch, die ich zu einem Kägelchen zusammenknitterte und ihm an den Kopf warf. Er ging fort.

Jene Nacht ging ich zu Perkins Apotheke hinüber und fand den Gehilfen dort allein.

"War nicht heute ein Mann da mit einem von mir geschriebenen Rezept?" fragte ich.

"Ja, Doktor," sagte er.

"Was machen Sie damit?"

"Natürlich führt ich es aus."

"Wie, Sie führten es aus! Hoffentlich haben Sie doch das nicht versucht, oder taten Sie es wirklich?"

"Gewiß, warum denn nicht?" sagte der Jüngling lächelnd.

"Wozu anders sind denn die Rezepte da, nicht wahr?"

Ich sank auf einen Stuhl nieder. Ich fühlte mich einer Ohnmacht nahe. "Waren irgendwelche Gifte in der Medizin?" fragte ich.

"Das sollten doch Sie wissen," sagte er. "Zwei oder drei, denke ich, doch nicht genug, um zu töten. Doch im Grunde, was liegt Ihnen daran? Frau Mc. Guire befindet sich ganz wohl."

"Was für eine Frau Mc. Guire?"

"Die Frau, für die Sie das Rezept schrieben. Sie gedenkt, morgen an ein Picknick zu gehen. Sie sagt, in ihrem Leben habe sie sich nie so wohl gefühlt. Herr Mc. Guire äußerte sich, daß er für sein Geld Sie zum Arzt haben wolle, solange Sie hier bleiben."

Nun, ich ging zurück an meine Studien, der Hoffnung mich hingebend, daß dies wohl der letzte Unfall gewesen, den ich zu hören bekommen. Doch hätte ich es besser wissen sollen.

In der Tat ist es wunderbar, wie schnell Gerüchte ihre Verbreitung finden in einer Gegend wie diese, wo es gar keine Zeitungen gibt, solche Nachrichten zu veröffentlichen. Innerhalb einer Woche strömten Invaliden in solcher Zahl nach Borax, daß zweit Postkutschen mehr auf die Linie rücken mußten und Andrews kein leerer Zimmer mehr im Hause hatte. Schon fing er an, Pläne zu zeichnen für einen neuen Flügel am Hotel, und ich konnte mich nicht mehr rühren und nicht mehr das Zimmer verlassen, ohne damit belästigt zu werden, irgend eine Heilung zu vollbringen.

(Schluß folgt).

Nachdruck verboten.

Ethnographische Skizze von Ph. Wolgin. Aus dem Russischen übersetzt von S. Bürli, Wilderswil.

Bis zum Jahr 1859 bestand Rumänien aus zwei besondern Fürstentümern, der Moldau und der Walachei, die beide Untertanenländer der Pforte waren. Die Fürsten, Habsboden genannt, verdankten ihren Thron häufig dem Einfluß Rußlands. Zur Zeit schwerer Verfolgungen fanden ihrer nicht wenige in Rußland eine zweite Heimat und wurden russische Bürger, wie z. B. die Kantofler, von denen ein berühmter russischer Schriftsteller dieses Namens abstammt.

In Bezug auf Handel und Gewerbe stand Rumänien stets in engen Beziehungen mit seinem Nachbar, dem großen russischen Reich. Diesem verdankte es auch seine Befreiung vom türkischen Joch.

Wie die andern Völker der Balkanhalbinsel, die zur Zeit der Blüte der türkischen Macht unter die Herrschaft des Halbmonds gefallen waren, so konnten sich auch die Rumänen dem allgemeinen Schicksal nicht entziehen und mußten den Sultan als ihren Herrn anerkennen. Allein die große Entfernung Rumäniens von Stambul und der im Verhältnis zur Unwissenheit und Indolenz der Türken wenigstens bei der städtischen Bevölkerung herrschende hohe Grad von Kultur und Bildung ließ die Rumänen in politischer Beziehung nie so tief fallen wie die Serben und Griechen. Die Rumänen (vorzüglich die Walachen und Moldauer) wußten sich stets eine gewisse Selbstständigkeit in der inneren Politik zu wahren und hatten stets ihre eigenen Fürsten. Infolgedessen vollzog sich beim Niedergang der Türkei die Erfüllung der Selbstständigkeit bei den Rumänen verhältnismäßig leicht und ohne jene blutigen Opfer, welche die Griechen, Bulgaren und Serben zu erdulden hatten.

Rumänien erklärte sich offiziell als unabhängig im Anfang des letzten russisch-türkischen Krieges; es würde ihm jedoch ohne Zweifel viel früher gelungen sein, wenn nicht die beständigen Streitigkeiten der Bojaren-Familien unter sich und mit den Fürsten dies verhindert hätten.

Die Geschichte Rumäniens erzählt uns schon von den ältesten Zeiten an von nichts als Zerwürfnissen und Kämpfen, deren Ursachen ohne Zweifel in den Eigentümlichkeiten der verschiedenen Stämme, aus denen die Bevölkerung zusammengesetzt ist, liegen. Bekanntlich stammt das rumänische Volk von römischen Kolonisten ab, die sich hier mit den Eingeborenen, den Dakern, vermischten. Mit diesen vereinigten sich später slawische Elemente,

obwohl die Rumänen ihre Verwandtschaft mit den Slawen in Abrede stellen und sich als direkte Nachkommen der Römer betrachten. Diese Stammesvermischung zeigt sich auch in der Sprache des Volkes, die eine große Zahl lateinischer und slawischer Wurzeln besitzt. Die rumänische Sprache ist nicht gerade wohlklingend; vor allem ermüden die unaufhörlichen al und eh, mit denen die meisten Wörter endigen, das Ohr.

Die Rumänen sind ein mühternes, arbeitsfrohes Volk, das ohne Zweifel einer glänzenden Zukunft entgegengeht. Schon jetzt ist Rumänien unter der Regierung Karls I. ein ganz europäisches Land geworden.

Karl I. (geboren 1839, gekrönt 1881) erfreut sich, obwohl er ein Fremder ist aus dem Hohenzollerschen Hause, bei den Rumänen infolge seiner vortrefflichen Regierung einer großen Beliebtheit, und seine Gemahlin, die Königin Elisabetha (von Wied), geboren 1843, liebt Rumänien wie ihr zweites Vaterland. Ohne sich in die Regierungsgeschäfte zu mischen, gibt sie sich ganz der Wohltätigkeit hin; auch mit Literatur beschäftigt sich ihr außerordentliches Talent, und ihr Pseudonym Carmen Sylva ist bereits in der ganzen zivilisierten Welt bekannt. Von ihr röhrt u. a. eine schöne Beschreibung Rumäniens und seiner Hauptstadt Bukarest (rum. Butești) her, die wir hier wiedergeben.

Mit seinen unendlichen Ebenen, seinen sumpfigen, von wenigen Menschen, aber um so mehr Fröschen bevölkerten Niederungen, seinem breiten Strom, der still seine Wogen durch die einsame Ebene und Steppe mäzt, macht Rumänien auf den Fremden aufänglich einen traurigen, niederschlagenden Eindruck. An Feiertagen jedoch verleihen die malerischen Kostüme und die hübschen Gesichter der Landleute der Landschaft Farbe und Leben. Auf dem Grund schwarzer Felder oder inmitten des feinen Staubes der Landstraßen heben sich dann wie glänzende Flecken die blendend weißen Hemden mit ihrem roten oder schwarzen Besatz und ihren Goldstickereien ab. Die dünnen, lichten Kopfbedeckungen oder Tschadras der Frauen, bald aus Lein, bald aus Wolle gefertigt, bald von weißer, bald von hellroter, bald von gelber oder grauer Farbe, flattern lustig im Winde und sind ebenso wie die hellroten und dunkelroten Röcke der Mädchen und Frauen schon auf weite Entfernung sichtbar. Da und dort sieht man, wie sich mit bewunderungswürdiger